

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 132 (2006)
Heft: 1

Artikel: Es wird einmal : das Märchen von der gesunden Konkurrenz
Autor: Weingartner, Peter / Ammon, Philipp
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-596633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Märchen von der gesunden Konkurrenz

Peter Weingartner

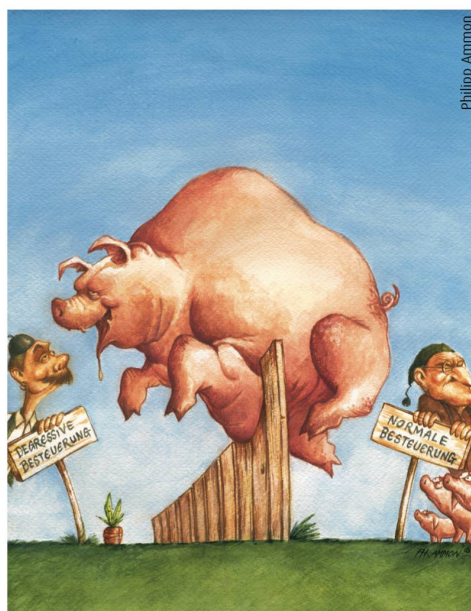
Es war einmal ein Land, dem ging es wirtschaftlich anständig und politisch gut: Die Regierenden konnten ohne Bodyguards joggen und Fussballspiele besuchen. Da begab es sich aber, dass in weiteren Kreisen Ungleichheiten zwischen den Kantonen und Gemeinden ruchbar wurden, da sie zu offensichtlich geworden waren. Und so begann der Kampf um Kuchenteile.

Kaum ein Kaff, das auf sich hielt, verzichtete auf Standortmarketing. Wer hätte nicht gerne einen Michael Schumacher in seiner Gemeinde. Oder einen Boris Becker. Aber es durfte auch ein reicher Ägypter sein, ein deutscher Milch-Multi-Milliardär oder, wenns denn sein musste, ein wohlhabender Schweizer. Man war nicht eben wählerisch, wenn nur die Portemonnaie-Dicke stimmte. Sich gut verkaufen: Mit Steuergeschenken lockte man die Geldsäcke an. Nur eine Frage der Zeit, bis man ihnen gar noch Geld gab, damit sie in der Gemeinde X wohnhaft wurden. Oder durfte es vielleicht ein Privatflugplatz sein? Wenigstens aber ein Helikopterlandeplatz! Und ein privater Seeanstoss war zuweilen das Mindeste.

Es war wie bei den Krankenkassen: Die Kommunen wollten möglichst nur gute Risiken. Bei den Kassen waren die Jungen, Gesunden. Die Gemeinden strebten zum Wohle ihrer Kassen nach Firmen, die gute Steuern bezahlten und Arbeitsplätze boten, aber auch nach wohlhabenden Menschen. Das eigene Hemd war jedem Dorf das nächste, und die gute Gemeinde dachte an sich selbst zuerst. Aber die Firmen beriefen sich auf die Arbeitsplätze und vergassen die Steuern; und die Reichen drohten mit dem Auszug, wenn man ihnen nicht noch ein Stück entgegenkäme. Und noch ein Stück und noch ein Stück. Nein, die Konkurrenz schlief nicht; sie verhielt sich ausgesprochen proaktiv.

Jede Gemeinde versuchte mithilfe von Standortmarketing-Studien, verfasst von

jungen Wirtschaftsstudierenden, das Gemeinwesen in eine goldene Zukunft zu steuern. Gute Risiken anziehen; schlechten Risiken keine Chance lassen. Kasse voll, hiess das Ziel, und zwar möglichst su-



bito. Man blendete den kleinen Mann, der eben noch als ungerecht empfunden hatte, dass die Grossen entlastet werden sollten, mit der Aussicht auf eine Senkung auch seiner Steuern, wenn denn nur erst das grosse Geld flösse.

Die Weichen, das hatten die schlaueren unter den Gemeindevätern schon lange gemerkt, werden bei der Zonenplanung gestellt: Sozialhilfeempfänger lebten selten in Einfamilienhäusern; Mehrfamilienhäuser mit günstigen Wohnungen hingegen zogen eine Klientel an, die «nur kostet und nichts bringt», wie man talauf, landab hören konnte. Sie brachte schon etwas: viele Kinder, die vielleicht noch zusätzlichen Deutschunterricht benötigten. Aber die Schule belastete das Gemeindebudget eh schon genug. Stellen streichen, wenns irgendwie geht. Optimieren sagte man, wenn man Klassen zusammenlegte. Und es kam die Zeit, da man dazu zu stehen wagte: Wir wollen keine Armutsrisiken;

wir wollen keine sozialen Risiken. Alleinerziehende mit Kindern, schlecht Ausgebildete scheuchte man weg, sagte, es fehle schlicht der Wohnraum. Und auf dem Zeltplatz durfte man nicht ganzjährig wohnen. Potenziellen Vermietern bezahlten die Regierenden Prämien, wenn sie solchen Wohnraum leer stehen liessen. Oder die Gemeinde (wer sagt denn, sie denke bloss kurzfristig?) mietete selber: kam weit günstiger als Sozialhilfe. Und mit den Jahren wurden in diesen Gemeinden in Villenzonen nur noch neue Villen aufgestellt.

Als aber das Steuersubstrat auf Grund der Steuergeschenke substanziell zurückging, bekamen die Kommunen Mühe, ihre Aufgaben zu erfüllen. Man sparte halt noch mehr an der Schule; der Nachwuchs der Reichen besuchte eh Privatschulen. Man sparte an der Kehrtafelabfuhr und bei der Polizei. Auch bei der Strassenbeleuchtung. Und die Reichen stellten um ihre Anwesen herum hohe Mauern samt Alarmanlagen auf und hielten sich scharfe Hunde.

Als es ihnen aber zu ungemütlich wurde, zogen sie in die nächste Gemeinde, an den nächsten See, wo sie es desgleichen trieben.

Die schlechten Risiken aber siedelten sich an den Rändern der grossen Siedlungen an. Dort, wo die Buchhalter die Übersicht über das Ganze zu verlieren drohten. Die regelmässigen Razzien verminderten die Zahl der Armen ebenso wenig wie die sporadischen Zerstörungsaktionen der behelfsmässigen Hütten. Und schon längst konnten sich die Regierenden nur noch in gepanzerten Limousinen zeigen, wo sie früher doch problemlos – und kaum erkannt – an einer Dorfkilbi am Glücksrad ein Lebkuchenherz gewinnen konnten. Die Fussballspiele aber sahen sie sich im Fernsehen an, und nach der Nacht, als draussen in den Städten die ersten Autos abgefackelt wurden, fragten sie sich alle überrascht: Was haben wir nur falsch gemacht?